

VOM SPEISEN

Beinahe eine Tischrede

von

Prof. Dr. HANS SCHAEFER, Heidelberg

*Dr. med. Hans Schaefer wurde am 13. August 1906 in Düsseldorf geboren. Nach seiner Habilitation 1933 an der Universität Bonn war er seit 1935 Privatdozent und seit 1939 komm. Direktor des Physiologischen Instituts in Gießen. Seit 1940 wirkte Prof. Schaefer – von 1941 an als Direktor – am W. G. Kerckhoff-Harzforschungsinstitut in Bad Nauheim, 1947 gehörte er zu den Mitbegründern der Max-Planck-Gesellschaft. Die Hauptarbeitsgebiete von Prof. Schaefer, der seit 1950 an der Universität Heidelberg lehrt, sind die Elektrophysiologie und die Kardiologie. Es stammen von ihm weit über 100 Zeitschriftenaufsätze und die Werke »Elektrophysiologie« (2 Bde. 1940 und 1942) und »Theorie und Klinik des Elektrokardiogramms« (1951).*

Wir stehen am Beginn einer Reihe von wissenschaftlichen Referaten, die sich mit unserer Ernährung befassen, einer geistigen Mahlzeit von zwölf Gängen gleichsam, die es einzuleiten gilt. Wie es bei einer rechten Mahlzeit der Brauch ist, geschieht dies durch eine Tischrede. Und da wir im Verlauf der weiteren Ausführungen von den so nüchternen Daten und Fakten der exakten Wissenschaft, von Kalorien und chemischen Verbindungen, von Zwecken und Mechanismen zu hören bekommen, so wollen wir an den Anfang eine kleine Betrachtung über jene Tätigkeit setzen, derenthalben alle Kalorien und Kohlenhydrate da sind: über das Essen selbst. Aber dies Wort klingt zu prosaisch für eine so subtile Unternehmung, wir müssen vom Speisen reden, denn Essen und Speisen unterscheiden sich so wie der Arbeitskittel vom Abendanzug. Zwar weiß ich wohl, daß wir heute selten die Zeit finden, den Arbeitskittel auszuziehen und statt des gedankenlosen Abfütterns eine Mahl-Zeit zu nehmen, in der das Teilwort Zeit wirklich noch seinen Sinn hat. Es ist schon ein wenig Zeit notwendig, wenn wir nicht nur mit der Zunge und dem Magen, sondern auch mit dem Herzen dabei sind, wenn also eine Nahrungsaufnahme eine Mahlzeit, das Essen zum Speisen, das Tier in uns zum Menschen werden soll. Da braucht es nicht unbedingt den mit Silber und weißem Linnen gedeckten Tisch. Die gescheuerte Tischplatte und ein Herz voller Bereitschaft, sich einmal auch dem Nicht-Alltäglichen, der Feier hinzugeben, genügen, um auch im ärmsten Haushalt etwas von der Schönheit des Speisens aufleuchten zu lassen. Auch in der so alltäglichen Mahlzeit müssen wir uns als Menschen erweisen, und so wollen wir ein wenig darüber nachdenken,

was uns im Akt der Nahrungsaufnahme zu mehr als nur einem fressenden Tier macht.

Da sitzen wir also am Familientisch, Eltern, Kinder und Gäste, und erheben, wie es Homer voller Enthusiasmus schildert, die Hände zum lecker bereiteten Mahl. Wer von uns, der solchen Tisch gedeckt findet, denkt nicht gelegentlich voll Mitleid an die, die alleine speisen, und aus dem Ritual ihres Standes, als Bischof, König und Edelmann, oder aus der Verlassenheit des Einsamen ohne Gesellschaft vor ihrem Teller sitzen. Können sie speisen wie wir? Gehört nicht die Geselligkeit zu einem echten Tisch? Ach, wie arm ist doch im Grunde Egon Friedell, der in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit das sarkastische Wort sprach: »Kultiviertere Jahrhunderte werden es sicher einmal skandalös finden, daß unsere Zeit die Geselligkeit zu dem unappetitlichen Vorgang der gemeinsamen Nahrungsaufnahme mißbrauchte.« Mag sein, daß er recht behält, was die Prophezeiung anlangt, aber hat er recht, wenn er solche kommenden Jahrhunderte die kultivierteren nennt? Nun haben wir uns vielleicht zu sehr daran gewöhnt, daß die hohe Politik mit Festessen zu tun hat und dies meist unter luxuriösen Formen, die durch den Sekt und Kaviar bereits dokumentieren, daß kein Gebet an solcher Tafel gesprochen werden könnte, und meistens wenig Geist der Menschlichkeit durch das konventionelle Geplänkel einer Konversation hindurchscheint. Aber muß es so sein? Haben wir die Götter-Mähler der Griechen vergessen, der Römer, der Germanen, jene herrlichen Symposien, wo das 'sympotein', das gemeinsame Trinken, ein Anlaß zu echt menschlichem Tun war, so daß uns des großen Philosophen Platon tiefgründige Gedanken in Form von Tischgesprächen geschenkt sind? Was haben wir aus dem Symposion gemacht, wenn wir uns heute, den alten und herrlichen Namen mißbrauchend, in öde Hörsäle setzen und über nicht minder 'trockene' Wissenschaft reden, das Trinken allenfalls einem flüchtigen Toast beim Lunch überlassend! Vergessen haben wir die Tafelrunden des König Artus, wo Heldenlieder gesungen wurden, der Minnesänger, wo zarteste Dichtung entstand,

Friedrichs des Preußenkönigs, wo Philosophie heiß disputiert wurde. Alle Kulturen, alle Völker, alle Zeiten kennen die Tafel, bei der zwar die saftigen Genüsse des Gaumens und der Wein nicht fehlen, wo aber das alles den Anlaß zu einer anderen Art der Bereicherung bietet, durch die der Geist zugleich das Geistige in sich aufnimmt. Da bedarf es nicht der Künste des Lukullus, der Verfeinerungen des Gaumens, die nur ein Franzose in unserer Zeit so meisterhaft schildern konnte: Brillat-Savarin in seinem Buch über 'la physiologie du goût', die Lehre vom Wesen des Schmeckens. Da wird das Derbe durch den Witz und den Verstand veredelt.

Dies ist des Menschen Art: Er findet es animalisch, sich vor den Napf zu setzen und in sich hinein zu schlingen, was vor ihm steht. Er bedenkt, daß alles an seinem Leibe auch an der seelischen Welt seines Menschseins teilhat. So sieht Erasmus v. Rotterdam das Mahl vor sich und spricht zu seinen Tischgenossen: »Wir wollen uns säubern, Freunde, und mit reinen Händen und reinem Sinn zu Tische gehn. Man reinigt die Hände, um vor dem Mahle allen Haß, alle Mißgunst und Gemeinheit abzulegen. Ich möchte nämlich glauben, daß das Essen so auch dem Körper zuträglicher ist, wenn es mit reinem Sinn aufgenommen wird.« – Welche Gesinnung spricht aus diesen Worten! Wer von uns dürfte sich rühmen, die Speise so in den Rahmen des Übernatürlichen, des Göttlichen gestellt zu haben. Wir übersehen, daß die Ernährung des Menschen ein Symbol für seine sittliche Haltung sein soll.

Auch die Physiologie der Verdauung lehrt uns heute die Seele des Menschen nicht zu vergessen. – Sehen wir dem Volke 'aufs Maul', wie es das Verdauen mit seinem sittlichen Leben in der Sprache verbunden hat: wo uns im Hochgefühl des uns schmeichelnden Erfolges alles so 'glatt heruntergeht', wo wir es schon 'gefressen' haben, was da los ist, wo uns auch das freudige Erleben eines Erfolges, einer künstlerischen Darbietung ein 'Hochgenuß', ein 'Festbraten' oder 'Wonnefraß' wird, wo wir das Mädchen, das wir lieben, 'zum Fressen gernhaben'. Wo aber der Miß-

erfolg uns in den Magen gefallen ist, der dann auch im Magen liegt wie ein Stein, da kommt es 'zum Kotzen' hoch, was wir haben hinunterschlucken müssen, da tritt an die Stelle des Genusses die Ablehnung, die Verzweiflung mit dem Ekel, den Sartre so typisch für unsere Lage hält, daß er einen Roman darüber schrieb. Ein Ekel, der, so ganz geistig und übertragenen Sinnes er gemeint war, doch auch das körperliche Erbrechen zur Folge hat. Wir haben heute erkannt, daß sich im Verdauungssystem des Menschen sein Leben und seine Verzweiflung sinnhaft ausdrücken können, daß ein junges Mädchen erbricht, weil es sich vor der Welt, der Liebe, den Konflikten eckelt, selbst ohne das alles zu wissen. So wenn ein schweres Erlebnis der Kindheit, das aus Scham und Angst jahrelang als Geheimnis gehütet wurde, alle Konflikte ähnlicher Art sofort in Erbrechen sich verwandeln läßt. Das Leibliche wird ein Symbol des Geistigen.

Wir wissen, daß jede Speise zu ihrer Verdauung der Verdauungssäfte bedarf; hiervon wird später die Rede sein. Diese Säfte aber fließen nicht mehr, wenn nicht die Lust an der Speise da ist, der Appetit, die Anregung. Es ist nicht zuviel behauptet, daß auch die körperliche Verdauung leichter wird, wenn wir uns wohl, in guter und anregender Gesellschaft befinden. Etwas von der Leichtigkeit der Seele spiegelt sich auch in der Leichtigkeit wieder, mit der unser Magen seinen Dienst tut. Körper und Seele sind eng miteinander verwoben, so eng, daß wir beide als verschiedene 'Ansichten' des gleichen Vorganges, eines seelisch-körperlichen Geschehens, betrachten mögen. Nicht nur sind wir, wie Nietzsche ketzerisch meint, 'Leib ganz und gar', und unsere Seele nur 'ein Etwas' am Leibe. Ebenso mögen wir sagen, daß alles an uns Seele ist, ganz und gar, und der Leib ein Etwas an unserer Seele, das uns 'bedrückt', wenn wir traurig sind, das uns 'schmerzt', wenn wir Herzeleid haben. Die Melancholie ist ja, wie das Wort sagt, eine Vergiftung mit schwarzer Galle. Die geistige Melancholie aber lähmt die Tätigkeit körperlicher Organe ebenso, wie eine Lähmung etwa der Verdauungstätigkeit unsere seelische

Verfassung erschüttert. Eines bedingt das andere, und wir werden uns nicht wundern, daß der Magenkranke griesgrämig, der Griesgrämige aber auch magenkrank wird. Damit ist das Verdauen in den Rahmen der Leib-Seele des Menschen gestellt. Wir verstehen, daß die Tischbirte (wir möchten fast sagen das Tischgebet) des Erasmus seinen Sinn auch in einer modernen Lehre von der Verdauung hat. Das sittlich geordnete Leben ist die Basis auch des körperlich geordneten.

Doch noch ein anderes kommt hinzu: Das was wir in unserem Leibe sind, haben wir nur aus der Nahrung. Das was wir essen, sind wir. Alles Leben in uns spielt sich an diesem Material unserer Nahrung ab, die unser Leib ergreift, in einem rasenden Wechsel der Stoffe und Energien verwandelt und letztlich das Leiden und Handeln, das Schicksal unserer Person daraus macht. Das Russische kennt diesen so einfachen und doch so geheimnisvollen Zusammenhang: in ihm ist das Wort Djwót zu gleicher Zeit der Ausdruck für Bauch und Leben. Alles Lebendige steigt aus dem Bauch: unser eigenes Leben aus der Verdauung, das unserer Kinder aus der Geburt, doch auch das wachsende Kind im Mutterleib ist aus den Stoffen gebaut, welche die Mutter in der Speise zu sich nimmt.

Dieser Wechsel der Materie in uns geht mit großer Geschwindigkeit vor sich. In meiner Jugend habe ich gelernt, daß sich der Menschenkörper alle sieben Jahre erneuere. Heute wissen wir, daß dieser Zeitraum wesentlich kürzer ist, daß eine Blutzelle nur einige Wochen lebt, daß trotz des Wechsels unseres Inhaltes das Gefäß, unser Körper, sozusagen der gleiche bleibt. Es ist nach zwei bis drei Jahren nicht mehr derselbe Stoff, aber der gleiche Körper! Was gleicht denn an uns heute noch dem, was wir vor einem Dutzend Jahren waren? Die Geschichte, die Form, die Funktion. Wir gehen, lachen und räuspert uns wie damals. Wir sind in unserem Bewußtsein derselbe wie damals, da uns tausend Fäden der Erinnerung an unsere Vergangenheit knüpfen. Wir können nicht einfach ein neues Leben anfangen, indem wir die Zeit, die unser Körper zum Aus-

tausch seiner Moleküle braucht, in der Verborgenheit zu bringen und dann als ein anderer wieder auftauchen, so wie es Frau Lautensaite-Lutestring in Shaws 'Zurück zu Methusalem' tun muß, weil sie unbegreiflicher Weise 300 Jahre alt wurde und es ihr peinlich war, weiter zu leben und Pension zu beziehen. Sie ertränkte sich zum Schein und trat als ein neuer Mensch auf. Aber auch sie blieb sie selbst – nur für die Welt war sie eine andere. Sie blieb sie selbst durch die ganzen mühseligen 300 Jahre ihres methusalemi-schen Lebens, und mit uns ginge es nicht anders, wenn uns das gleiche langlebige Schicksal beschieden wäre, obgleich unser Körper sich zahlreiche Male, seiner Stofflichkeit nach, vollständig geändert hätte. Wir sind nur eine Form, die konstant bleibt, an einem Material, das wechselt.

Da scheint uns die Magie des Menschenfressers, der sich mit dem Fleisch seines besieigten Gegners auch dessen Kraft und dessen Geist einzuverleiben meint, eine alberne Sage. Eher könnte er dem Fleische seines Gegners seinen eigenen Geist einhauchen und tut es auch, indem er ihn verspeist, verdaut, und so in sich selber verwandelt. Freilich ist das Verdauen, welches dem Speisen ja auf dem Fuße folgt, ein hartes Geschäft, so hart, daß alles an uns gänzlich damit ausgefüllt ist. Da wird das Menschliche in uns problematisch, wie immer, wenn wir mit uns selber beschäftigt sind. Müdigkeit und Unlust zu allen Taten tritt ein. Der Physiologe weiß, daß sich so viel Blut im Bauche sammelt, daß das Gehirn schlechter durchblutet wird. So ist auch unser Denken träge. Denken und Verdauen schließen sich aus, jedenfalls in ihren beiderseitigen Höchstleistungen.

Aber auch hier ist es wieder anders, als man erwartet: der Mensch ist mehr als seine bloße Natürlichkeit gebietet. Wie schön sagt auch Ortega y Gasset, daß der Mensch keine Natur hat – statt der Natur hat er Geschichte, das was kein anderes Geschöpf hat. Der Mensch ist insubstantiell. Was soll das heißen? Es heißt zum Beispiel, daß die Schlange nach ihrer Mahlzeit unbeweglich im Winkel liegt und schlafend verdaut, der Mensch aber gegen den Zwang seiner Natur zweierlei unternimmt: er ißt sich nicht voll, nicht

einmal satt, wenn 'satt sein' das einfach nicht mehr Können und Mögen bedeutet, und er würzt das Mahl durch die Rede. Er erweist sich also als einer, der über die Notwendigkeit aller physiologischen Vorgänge, über Blutdruck und Verdauungsmüdigkeit, über das Stoffliche schlechtweg erhaben sein kann. Er überwindet seine Körperlichkeit mit seiner Geistigkeit. »Das Süßeste ist es«, so sagt uns schon Hesiod vor mehr als 2600 Jahren, »beim Mahl und herrlichen Festschmaus an Gesprächen sich zu ergötzen, nachdem man sich mit Speise gesättigt hat.«

Man kannte im griechischen Altertum eine besondere Form eines dichterischen Gesprächs beim Mahle, die symptische Elegie, der griechische Vorläufer unserer Tischreden. Die Griechen pflegten sich dazu beim Mahle zu bekränzen und das ganze Fest wurde dem Gotte geweiht. Nicht als ob es bei solchen Tischreden nicht oft recht albern zugegangen wäre. Wir brauchen uns ob unserer Leistungen hier wahrscheinlich nicht zu schämen, denn auch in Athen gab es nicht immer einen Sokrates, Platon oder Xenophanes als Redner. Es war – in den großen Geistern der Zeit zum wenigsten – der Dank an die Götter, der mit durch jene symptischen Elegien hindurchklang, das Tischgebet. Die Speise zur rechten Zeit ist eine Gnade. Sie wird uns geschenkt. Wir haben die Zeit des Hungerns noch nicht vergessen. Wir wissen, daß der Hungernde seinen Reichtum gerne für ein Stück Brot hergibt. Nicht zu allen Zeiten sind Prasser und Gedankenlose möglich, und unsere Scham, heute und hier, sollte es sein, daß es wieder allzu viele von ihnen in unserem Vaterlande gibt. Natur und Not sind enge verwandt. Die Wetterkatastrophe, eine Dürre über Indien etwa, verwandelt Millionen von Menschen in Hyänen, die sich selbst vom Fleische des Toten zu nähren nicht mehr scheuen. Denken wir an jene Erfahrungen von Kannibalismus, die in den Gefangenenlagern des Krieges gemacht wurden! Oder haben wir all unsere menschliche Niedrigkeit, unsere Entmenschung vergessen? Wenn wir noch fähig sind, uns ein Jahrzehnt zurück zu erinnern, so wissen wir, daß unsere Speise ein Geschenk ist. Heute aber scheint nie-

mand mehr daran zu denken, daß all unsere Arbeit sich vom Brote nährt, das der Bauer, im Schweiß seines Angesichts nach der göttlichen Verheißung, auf dem Felde anbaut, daß alle hohen Worte aufhören würden zu sein, wenn die Saat nicht mehr auf dem Halm grünt.

Und doch lebt der Mensch nicht vom Brote allein. Auch das lehrten uns die Griechen wohl; es lehrten uns dies auch die Mönche, die bei der Mahlzeit die Lesung halten: einer der Brüder trägt bei Tisch aus einem frommen oder wissenschaftlichen Werke vor. Auch wir sollten dies mehr als wir gewohnt sind in unser tägliches Leben übertragen. Erasmus v. Rotterdam berichtet: »Ich habe die Gewohnheit des Vorlesens von manchen Vorbildern übernommen; einmal vermeidet man törichtes Geschwätz und dazu hat man einen wertvollen Stoff für eine fruchtbare Unterhaltung.« Niemand wird erwarten, daß wir bei Tisch anfangen, uns über hochtrabende Dinge zu unterhalten, die wir nicht verstehen. Aber ist nicht der Familientisch der rechte Ort, über den Tag in Ruhe zu sprechen, die kleinen Sünden der Kinder zu rügen, ihre Leistungen zu loben und den kommenden Tag zu überdenken?

Aber unser Leben ist säkularisiert. An die Stelle von des Erasmus frommer Lesung war schon an den Höfen der Renaissance die Lesung der Novelle getreten; eine Erzählung von meistens recht galanten Abenteuern. Es dient der Damenrede von heute nicht zu besonderem Ruhme, daß sie sich anscheinend aus solchen Galanterien entwickelt hat. Die Damenrede! Woran denken wir wohl bei diesem Wort? Meist ist es eine recht wenig erhebende Folge von simplen Witzen. Und will man es ganz nach der Vorschrift machen, so schießt man übers andere Ende des möglichen Ziels hinaus und besingt die Frauen, die da mit uns zu Tische sitzen, als höhere Wesen von anderen Welten, die sie nicht sind. So mahnt denn auch einmal eine Dame bei Baudelaire: »Sie richten Schmeicheleien, die zweifellos sehr zierlich und von ausgesuchter Feinheit sind, an Damen, die ich hoch genug schätze, um zu glauben, daß sie manchmal darüber erschrecken. Sie besingen die Schönheit von Müttern in

einem Stil, der Sie des Beifalls ihrer Töchter berauben muß. Sie lassen die Welt wissen, daß Sie von oben bis unten in Frau Soundso vernarrt sind, die, nehmen wir zu ihrer Ehre an, weniger Zeit dafür verschwendet Sie zu lesen als um Strümpfe und Pulswärmer für die Füße oder Hände ihrer Kinder zu stricken.« –

Wir hörten: der Mensch hat keine Natur. – Das ist, wie oft bei Philosophen, ein wenig extrem und sehr gleichnishaft ausgedrückt. Wie sehr aber der Mensch sich über das Tier erheben kann, zeigt nicht nur, daß er aus dem irdischen Eros triebhaften Begehrens den himmlischen Eros der tiefen Liebe hervorzaubert; ihm wird alles Tun zum Symbol eines höheren Daseins, und so auch das Speisen. Ein schönes Wort, das wir meist in sehr häßlichem Sinne nehmen, sagt, die Liebe sei das Brot der Armen. Wie sehr ist uns aber das Brot auch Zeichen der Liebe. Salz und Brot bieten wir dem Fremdling, das Brot als Mittler beim kultischen Mahl, als Seelenspeise, verweist uns auf die höchsten Mysterien. Das Abendmahl wird zur höchsten Steigerung der Mahlzeit, die Menschen erfahren können. Schon die Griechen haben den Wein verschüttet und so den Göttern geopfert. In Speise und Trank vermag der Mensch, zwischen Himmel und Erde zu wandeln. Wie spüren wir es, wenn uns die himmlische Seite des Speisens fehlt, wenn der Gefräßige über dem Teller schlingt und damit alle Gottverlassenheit sinnfällig ausdrückt. Auch wenn er Manieren hat, sich unter Fürsten zu bewegen, der entgeistigte Mensch ist zum Genießer herabgesunken, nur die Gier im Auge und nicht mehr fähig, über seinem Fraße noch ein Gebet zu sprechen. Doch da alle Speise, wie uns die großen Notzeiten lehren, ein Geschenk Gottes und der Natur ist, genießen wir, worauf wir ersichtlicherweise keine verbrieften Zusicherungen besitzen. Können wir das, was wir im Wohlstand verzehren, mit gutem Gewissen zu uns nehmen? Sokrates wird der Ausspruch zugeschrieben, andere Leute lebten um zu essen, er aber esse um zu leben. Und dazu braucht man bekanntlich nicht sehr viel. Wie oft aber ist unser Gott der Bauch! Wer denkt im Reichtum an die Hungernden? Wir

müssen uns die Speise würzen, damit sie auch schmeckt, es schwillt der Bauch und die Schlummerrolle des Nackens, und doch essen wir ohne Bedürfnis, nur aus Genußsucht, von der uns kein drohender Zeiger der Waage abhält.

Da sitzen sie in teuren Lokalen und fressen und saufen, und wir begreifen wieder Honoré Daumier, der sie so giftig gezeichnet hat. Dies bloße Genießen macht uns zum Tier – ja, mehr noch, es macht uns zur Leiche. Mit 50 Jahren meldet die überdimensionale Todesanzeige, daß wir eines plötzlichen Todes entschlafen sind. Welcher Hunger war es, den wir da befriedigten? der Lebenshunger? Daß wir dies Leben-Wollen mit einem Hunger bezeichnet haben! Aber es ist ja nicht das Leben-Wollen, was wir meinen: es ist das süchtige Genießen-Wollen um jeden Preis! Uns wird das In-uns-Hineinnehmen zu einem wesentlichen Inhalt unseres Daseins. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Sucht des Genießens. Wir mögen sie auch in den maßlos gesteigerten Ansprüchen unserer Zeit entdecken, in dem Luxus, den wir in unserem Vaterlande, zum Unverständnis mancher Fremden, entfalten. Wer die sich langsam anmästenden Zeitgenossen sieht, wird doch von Sorge befallen. Mag sein, daß dahinter auch ein einfaches Stoffwechsel-Problem steckt, etwa der alten Erfahrung Lüneburger Schweinehirten vergleichbar, daß eine sommerliche Hungerzeit ihre Zuchttiere am sichersten zur winterlichen Mast befähigt. Auch glaubt man, in der Schweiz beobachtet zu haben, daß nach der Hungerzeit des Krieges die Menschen mit denselben Nahrungsmengen wie vor dem Kriege dicker geworden sind. Es steckt aber sicher auch das Problem einer echten Süchtigkeit, der Eßsucht, dahinter. Wir essen zu viel, weil es zu gut schmeckt, sei es, weil wir es so lange entbehrt haben, sei es, weil wir den Genüssen dieser Welt offener zugetan sind als früher, vielleicht weil wir wenig anderes mehr sonst zu genießen haben. Unsere Kultur sinkt ab, und dafür wachsen die Bäume und die Bankkonten. Dieser betrübliche Vorgang findet sich trotzdem oft genug in der Geschichte des Menschengeschlechts. Es fragt sich fast, ob er nicht unseren Normalzustand kennzeichnet. Das Tier in

uns – Spengler meint sogar, daß es ein Raubtier sei – treibt uns zu Eigennutz und Lustgewinn, wo immer es möglich ist, und nur in Hochzeiten der Geschichte und des eigenen Lebens erheben wir uns über dieses Flachwasser der Begierlichkeit. Und doch ist es die eigentliche Paradoxie unseres menschlichen Daseins, daß wir nur durch Selbstüberwindung wir selber werden können. Daß wir die Kraft zu solch seltener Selbstüberwindung haben, ist wohl das schönste Zeichen dafür, daß wir aus zwei Welten leben. So sagt es Rilke, wenn er vom Menschen fragt:

»Ist er ein Hiesiger? Nein, aus beiden  
Reichen erwuchs seine weite Natur.  
Kundiger böge die Zweige der Weiden,  
Wer die Wurzeln der Weiden erfuhr.«

Was aber ist die Wurzel, deren bessere Kenntnis allein uns die Kundigkeit gibt, die Zweige der Menschen nach unseren Absichten zu biegen, d. h. zu gestalten? Die Antwort mutet uns wie eine botanische Umkehrung alles Plausiblen an, wenn wir die Wurzel des Menschen im oberen Reiche – nennen wir es getrost im Himmlischen – suchen. Wir mögen vor soviel Frömmigkeit nicht erschrecken. Sie ist gleichsam nur ein Bild dessen, was uns zu uns selber macht, und statt des Himmels mögen Sie das ganze Arsenal der schönen Worte von Ethos, Ehre, Vaterland, von Liebe und Verantwortung, von Pflicht und was sonst immer nehmen. Haben wir das noch? Klingt es uns nicht wie ein gefährlicher geistiger Kanonendonner ins Ohr, wenn wir hören, was Paul Claudel, der große, weitgereiste Franzose, in einem Gespräch aufgezeichnet hat, in dem der eine fragt: »Sie glauben, daß es eine allen Völkern Asiens gemeinsame Idee gibt?« Und der andere antwortet? »Ja, ich glaube es, die der Wurzel zugewandte Aufmerksamkeit.«

Es ist die Tiefe des Ostens, die Leere des Westens, die uns erschrecken sollte, wobei mit beidem nicht etwa Politisches gemeint ist. »Amerika ist leer – Asien ein Berg inmitten der Menschheit«, meint Paul Claudel an anderer Stelle, und

wir wollen ihm in dieser einseitigen These nicht etwa ohne weiteres zustimmen. Um wieder auf das Speisen zu kommen: essen etwa die Menschen des Westens deshalb so hastig, weil in ihnen solch eine Leere an Metaphysik ist? Sind sie deshalb so dem flüchtigen Genuß, dem Wohlleben, verfallen, weil in ihnen kein Glaube mehr lebt? Ist unsere Wohlanständigkeit etwa eine Fassade, hinter der nur mehr die nackte Begehrlichkeit haust? »Der Mensch braucht eine neue Offenbarung«, ruft Ortega verzweifelt aus. Wollen wir warten, bis uns andere Machthaber lehren, was wir und wie wir zu speisen haben?

Aber lassen Sie es uns auch hier lieber mit Erasmus halten, denn »indem wir unseren Geist derart weiden, wollen wir seine Gefäße nicht vernachlässigen«: die Gefäße des Körpers. Auch die Griechen waren nicht so ernst, wie es uns oft scheint. Xenophanes wünscht in seiner sympotischen Elegie, daß alle Gäste ohne Hilfe nach Hause kommen mögen, und in Platons Gastmahl beklagt man sich bitter über die letzte Besäufnis, von der man immer noch nicht ganz ohne Kater ist! Und werden wir nicht neidisch, wenn wir die Saftigkeit des Mittelalters und der frühen Neuzeit betrachten, etwa Luthers Tischreden lesen. Das hat uns ja Luther auch ins Stammbuch geschrieben, daß »Gott den Sündern feind ist, die da meinen, sie seien fromm und gerecht, das ist, die sich nicht für Sünder erkennen«. Es geht nicht darum, das geistige Mucker- und Spießertum großzuzüchten und uns und die Welt mit frommen Augenaufschlägen zu täuschen. Der Wein schmeckt gut, und es gibt mancherlei sonst an schönen Dingen, was nicht zu verachten ist. Auch der Wein ist ein Gottesgeschenk, und Flanderns Seele ist Nele, ein schönes Mädchen in de Costers Ulen Spiegel. Aber hinter den Freuden dieser Welt muß das Ewige sichtbar bleiben. Es darf gleichsam das Gewissen nicht schlafen, wenn wir auch tanzen. Ja, laßt uns um so unbeschwerter dem Tanze frönen, der immer das Hauptvergnügen der Menschheit war (so Claudel), je besser wir mit dem himmlischen Eros, mit dem wahrhaft Menschlichen in uns ins Reine gekommen sind.

So erscheint uns das Speisen mit seiner vielfältigen Natur, dem Ernähren, dem Genießen, dem Sich-Erheben in Gespräch und Gebet ein schönes Sinnbild all unseres Tuns. Haben wir dies erkannt, dann erst, nur dann, dürfen wir in die düster-sinnentrunkenen Worte des Omar-i-Khajjam einstimmen, die ich als Trinkspruch auf das Glas ausbringen möchte, das, wie ich hoffe, heute oder morgen auch auf Ihrem Tische steht, mit Wein gefüllt, und das zum Speisen dazugehört wie jede edle Würze:

»Des Lebens Karawane zieht mit Macht  
dahin, und jeder Tag, den du verbracht  
ohne Genuß, ist ewiger Verlust –  
Schenk ein, Saki! Es schwindet schon die Nacht!«